

22./23.6.2011

## Aus dem Leben der Skelette

Was die Globalisierung der Literatur bedeutet:  
Die Entstehung eines englischen Idioms in allen Sprachen

Am vergangenen Wochenende wurde der österreichische Schriftsteller Daniel Kehlmann anlässlich eines Auftritts in London in der Tageszeitung *The Guardian* gefragt, was es für ihn bedeute, in so viele Sprachen übersetzt zu werden. Das sei natürlich sehr schmeichelhaft für einen Autor, sagte er, doch könne er die meisten Übersetzungen seiner Bücher nicht beurteilen. Was aber das Englische angehe, so arbeite er mit seiner Übersetzerin sehr eng zusammen. Sie stamme aus Schottland, lebe in den Vereinigten Staaten und sei Spezialistin für „transatlantic translation“. Sie treffe seinen Ton sehr genau.

„Transatlantic translation“ – diese Spezialdisziplin dient dazu, Bücher aus nicht-englischsprachigen europäischen Ländern in ein Englisch zu übertragen, das sowohl auf dem amerikanischen wie auf dem britischen Markt erfolgreich sein kann. Eine solche Übersetzung muss sowohl die Eigentümlichkeiten des amerikanischen wie des britischen Englisch berücksichtigen. Wenn sie sich dafür entscheidet, dem Helden eher ein amerikanisches „cell phone“ als ein britisches „mobile phone“ in die Hand zu drücken, wird sie womöglich an anderer Stelle ein T-Shirt mit britischen „colours“ statt amerikanischen „colors“ ausstatten.

Die Frage, die sich hier anschließt, liegt auf der Hand: Wo außerhalb der Bücher wird die Zielsprache dieser Übersetzungen gesprochen? Kehlmanns Bemerkung über „transatlantic translation“, schrieb ein englischer Leser dem *Guardian*, habe ihm die Augen geöffnet. Ihm sei in vielen übersetzten Büchern der vergangenen Jahre ein eigentümlich unvorhersehbares Hin und Her zwischen amerikanischen und englischen Redewendungen aufgefallen, und manchmal herrsche gerade dort, wo offenkundig auf das Englische gezielt werde, die amerikanische Schreibweise vor. Er habe das bisher für Nachlässigkeit gehalten. Jetzt sei ihm klar, dass es sich um ein wohlüberlegtes Verfahren handle. Nur gebe es da ein Problem: die vollkommene Ortslosigkeit dieses „mid-Atlantic-idiom“.

Zu diesem Befund des Verschimmens und Undeutlichwerdens der Zielsprache im internationalen Übersetzungswesen gibt es eine Entsprechung: die Lockerung der Beziehung zwischen der Literatur und dem Sprachraum, in dem sie entstanden ist. Der englische Autor Tim Parks, geboren 1954 in Manchester, ist diesem Phänomen auf der Spur. Er lebt und lehrt seit langem in Italien, liest die italienische Gegenwartsliteratur auf Italienisch, die internationale in englischen Übersetzungen, schreibt Rezensionen für die amerikanische *New York Review of Books* und hat dort seit einiger Zeit auch einen Blog.

### Wie übersetzt man zugleich ins amerikanische und ins britische Englisch?

In seinem Blog hat Parks kürzlich die italienische Übersetzung von Jonathan Franzens Roman „Freedom“ und die englische Übersetzung von Peter Stamm Roman „Sieben Jahre“ einander gegenübergestellt. Franzens Roman sei das Extrembeispiel eines Buches, das sich um die internationale Bedeutung seines lokalen Stoffes überhaupt nicht sorgen müsse. Er trumpfe dermaßen ungehemmt mit amerikanischen *way of life*-Listen, modischen Wendungen und Idioms auf, dass den italienischen Übersetzer seine Aufgabe zur Verzweiflung habe treiben müssen. Das Buch des Schweizer Autors Peter Stamm aber habe ihm in der englischen Übersetzung nicht den leisesten Hinweis auf die Herkunft des Romans gegeben. Es wirke so, als habe der Autor in der Gestaltung der Figuren wie in seiner Sprache auf die Übersetzbarkeit ins Englische hingeschrieben.

Tim Parks hat die These, die seinem Vergleich zugrunde lag, inzwischen entfaltet. Sie besagt, dass es immer mehr Bücher gibt, denen man immer weniger anmerkt, aus welcher Ursprungssprache sie ins Englische übersetzt wurden. Die Autoren müssen es auf diesen Chamäleon-Effekt anlegen, wenn sie nicht nur national, sondern auf dem internationalen

Buchmarkt erfolgreich sein wollen. Die Frage nach dem Verhältnis von Ausgangs- und Zielsprache eines literarischen Werkes stellt sich nicht mehr nur den Übersetzern. Sie will schon von den Autoren selbst erwogen werden.

Die Zielsprache der meisten Autoren, ob sie aus Indien kommen oder aus Europa, ist das Englische. Sie ist aber nicht mehr nur *lingua franca* im alten Sinne, der äußere Horizont der Nationalsprachen, sie ist als verborgenes gemeinsames Skelett in die Literatursprachen der einzelnen Länder eingewandert: „Was it possible, I asked myself, that there was now a skeleton *lingua franca* beneath the flesh of these vernaculars, and that it was basically an English skeleton?“

### Gibt es ein gemeinsames Gerüst der Literatursprachen – und ist es ein englisches Gerüst?

Tim Parks hat für diese Idee der Herausbildung eines englischen Skeletts in den einzelnen Literatursprachen viel Zustimmung erfahren, zum Beispiel von indischen Leserbriefschreibern, die in diesem Skelett das Idol wiedererkennen, für das indische Autoren ihre Herkunftssprachen verraten. Und er hat an seiner Universität in Mailand mit einem italienischen Kollegen ein ganzes Forschungsprojekt aufgelegt, das den Effekten der Globalisierung des literarischen Marktes auf die Nationalliteraturen nachgehen will und belegen will, dass das Ideal der Gegenwartsliteratur der auf seine Übersetzbarkeit hin geschriebene Text ist.

Es ist zu wünschen, dass dieses Forschungsprojekt einen Opponenten findet, einen Widersacher, der das Gegenteil erforscht: die Frage, wie es in der Vergangenheit möglich war und wie es in der Gegenwart gelingen kann, dass Literatur, die ganz aus der Erkundung der eigenen Sprache und ihrer Grenzen herauswächst, Weltliteratur werden kann. Denn zum Glück gibt es ja Übersetzer, die angesichts der Schwierigkeiten, vor die sie ein Text stellt, der auf seine Übersetzbarkeit wenig Rücksicht nimmt, nicht kapitulieren.

Die Extremspannung zwischen punktgenauer Raum- und Zeitbindung des Geschehens und universeller Erkundung des Englischen vor dem Hintergrund der alten *lingua franca*, des Lateinischen, hat den „Ulysses“ von James Joyce nicht daran gehindert, Weltliteratur zu sein. Tim Parks nennt selbst das Werk des italienischen Autors Carlo Emilio Gadda als Beispiel eines Romans, der aus der Erkundung der eigenen Sprache einschließlich der in sie eingegangenen Dialekte hervorgegangen ist. Aber in seiner Perspektive gehört die Zukunft den Autoren, die, statt den Übersetzern zu vertrauen, schon wenn sie zu schreiben beginnen, gegen ihre Bindung an die eigene Sprache ansprechen.

Nichts gegen das Englische, aber wer will schon lauter englischen Skeletten begegnen? Und wenn schon Skeletten, warum immer nur englischen? Ist nicht gerade die deutsche Literatur zur Weltliteratur geworden, indem sie die eigene Sprache mit einer Vielzahl fremder Zungenschläge sprach, vom griechischen Akzent, den Hölderlin seinen Gedichten mit auf den Weg gab, bis zum französischen Parlando, das in der Weimarer Republik Autoren wie Franz Hessel oder Otto Flake beherrschten? Und ist es nicht in der Gegenwart eher hinderlich, wenn das Spiel etwa mit den englischen und amerikanischen Zungenschlägen sich gleich zum beinhalten Skelett verfestigt?

Im Deutschen spannt das T-Shirt der „lakonischen“ Sätze der amerikanischen *short story* doch sehr, wenn es der widerstrebenden deutschen Syntax übergezogen wird. Und weder die Weltmarktgesetzte noch die linguistische Imperative, die von einer *lingua franca* ausgehen, nehmen dem Autor in irgendeiner Nationalsprache seine ästhetischen Entscheidungen ab und stellen ihm eine Sprache zur Verfügung, in der er über seinen eigenen Herkunftsraum hinaus bedeutend werden kann. Er muss damit zurecht kommen, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Sonst wird er unversehens zum Skelett.

LOTHAR MÜLLER